

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. Kreisausgabe Rastatt. 1943-1944 1943**

272 (2.10.1943)











„Drei Generationen“

Von Kriegsberichterstatter Hans Fischnaller

PK. Wer sich einmal mit Leib und Seele der See verschrieben hat, der bleibt es für sein ganzes Leben lang. Man braucht jedoch nicht an der Küste geboren und aufgewachsen zu sein, um vom „Seefieber“ gepackt und nicht mehr losgelassen zu werden. Diese „Krankheit“, wenn sie einmal ins Blut übergegangen ist, kann sich auf ganze Geschlechterreihen vererben, bei welchem dann immer wieder der Hang und Drang nach dem Meere durchbricht.

Drei Generationen im gegenwärtigen Kriege den Wasserboden tragen, ist sicherlich keine Seltenheit. Das aber Großvater, Vater und Söhne bei ein und demselben



„Zwei Meter, Herr Admiral!“ Beim Abschieden der angetretenen Besatzung einer Hafenschutzflottille in einem Stützpunkt am Schwarzen Meer steht vor dem Admiral ein Riesenkerl von einem Seemann. „Wie groß sind Sie?“ — „Zwei Meter, Herr Admiral.“ — „Sind Sie General in der deutschen Kriegsmarine?“ — „Jawohl, Herr Admiral.“ — „Da brauchen Sie wohl eine Extrajacke.“ — „Jawohl, Herr Admiral.“ — Ein allgemeines Schmunzeln erfaßte ob des heiteren Dialogs alle Anwesenden.

PK-Kriegsberichterstatter Fieglhuber (Alt) — (Sch)

Sehr maassgebend dienen, die blaue Uniform tragen dürfte vielleicht doch einmalig sein. Dies ist bei der Familie Sch. aus der Umgegend von Sibirien der Fall.

Vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1898, trat Großvater Sch. als Schiffsjunge in die Kriegsmarine ein und kam auf „M.S. „Molter“. Auf demselben Schiff befand sich zur selben Zeit als Junger Kadett der spätere erste Großadmiral Konrad-Adenauer, Nader. Der Besuch des Schiffsjungen, bei der Kriegsmarine aktiv zu bleiben, scheiterte damals aus gesundheitlichen Gründen. Bei Ausbruch des Weltkrieges meldet er sich jedoch bereits am ersten Mobilisierungstage freiwillig.

Im vergangenen April schickte Großvater Sch. seinem einzigen Sohn Hermann, der ebenfalls und zwar in einer Marine-Kriegsberichterstatter-Einheit, die blaue Uniform trägt, ein Bild, das ihn inmitten seiner Kameraden von 1898 zeigt, die sich zur fünfzigsten Wiedergeburt des Tages ihres Eintritts in die Kriegsmarine zu einem Wiedersehen zusammengefunden hatten. Und dann erfüllt sich auch noch der heimliche Wunsch dieses alten Soldaten, außer seinem

Sohn Hermann auch noch seine Enkel eines Tages in der blauen Uniform der Kriegsmarine zu sehen. Während der zweifelhafte Enkel auf einem unserer Schlachtschiffe Dienst tut, meldet sich der Vetter zu den U-Booten, nimmt an mehreren Gefahrfahrten teil, bis er in diesem Frühjahr von einer Fernfahrt nicht mehr zurückkehrt. Trotz der tiefen Trauer um den ältesten Enkel ist Großvater Sch. doch stolz — wie aus Briefen an seinen Sohn Hermann hervorgeht —, daß gerade einer seines Kindes zu jener Waffe gehörte, die dem Engländer am meisten an der Bursale wirft.

Und vor wenigen Tagen nun bekam unter Kamerad, Vater Hermann Sch., von seinem jüngsten die Mitteilung, daß auch dieser wie seine beiden Brüder, wie der Vater und Großvater, sich freiwillig zur Kriegsmarine gemeldet hat und für alle Waffen tauglich geschrieben ist.

„Ich weiß schon, was mein Jüngster mit den „alle Waffen“ sagen will“, erklärt uns Hermann. „Auch er wird mit einem Tages in einem Brief stolz mitteilen, daß nun auch er wie sein gefallener ältester Bruder, U-Boot-Fahrer geworden ist. Dieser Bruder weiß von diesen Abfahrten unterer Jüngster nichts. Sie wird es schon rechtzeitig erfahren, und meine Segenswünsche hat er.“

Wollt Stolz und Freude wird aber wieder dem Großvater Sch. das Herz schlagen, wenn er erfährt, daß nun auch sein jüngerer Enkel die blaue Uniform tragen und auf die U-Boote kommen wird.

Flucht vor der eigenen Armee

Ukrainer und Russen gehen mit den deutschen Truppen

Von Kriegsberichterstatter Hans Kahler

PK. Flucht vor der eigenen Armee! Damals im Januar des letzten Winters waren es Kaukasier, die mit uns gingen. Heute sind es Ukrainer und Russen, nicht zuletzt manche, die vielleicht einst als Partisanen Stalins dem sowjetischen Regime mehr als andere nahestanden, die heute vor der eigenen Armee flüchten. Das kleine Dorf P. zwischen Dnjepr und dem Dones, liegt tot und leer. Nur einige Hunde streifen noch um die Säueredeln, Raben jenseitig sich friedlich im Gras. Wohl die einzigen Lebewesen, die dieses Dorf noch beherbergen.

Wenn es auch von deutscher Seite aus Gründen der nun eben bestehenden Kriegslage und Notwendigkeiten bestimmter Anordnungen einer Evakuierung bedürftig wäre, so möchte die Bevölkerung zum großen Teil freiwillig und selbst. Vor Sagen, als den Bewohnern dieses Ortes die Möglichkeit einer Nahrungsgewinnung wurde, trafen sie sofort die ersten Vorbereitungen. Sie schieden ihr wenigstes Hab und Gut, packten das wichtigste in Bündel und Säcke, kammelten ihren spärlichen Hausrat, einige Keller, Pflanze und Zopf, drei oder vier Tassen, denn mehr hat hier auch eine mehrköpfige Familie nicht, und das bedeutet für sie noch ein „Verdienen“, nahmen die Wiber von lieben fernem Angehörigen von der Wand, Silber, die für jeden Menschen hier die wertvollsten Erinnerungen bedeuten, beluden ihre gewöhnlichen Handkarren oder die kleinen Panzerwagen, vor die sie ihre Kühe spannten. Männer und Frauen dieses Dorfes haben seit langem unter deutscher Leitung gearbeitet, sie haben fleißig Felder und Acker bestellt und haben einen neuen Sinn in ihrem neuen besseren Leben. So wie im Dorf P., so war es auch in manchen anderen Orten. Es ist nur zu verständlich, daß die Menschen, das sie in ihren arbeitsreichen Jahren ihr Leben nützen durften. Und doch trennten sie sich davon, gingen auf eine Wanderung, deren Ziel für sie noch unbekannt ist. Dieses Verhalten ist wohl der beste und deutlichste Beweis dafür, daß ihr Vertrauen auf die deutsche Führung ungeboren ist.

Aufbruch einer Stadt! Treffender kann man wohl jene Tage nicht kennzeichnen, die man in dem kleinen Industrieort A. erlebte. Zwei Punkte bestimmten in erster Linie die Haltung der Einwohner. Unter deutschen Führern haben die Werkstätten und ihre Familien ein neues, lebenswertes Dasein erfahren. Die Gesetze des Krieges erlegten ihnen zwar manche Härte und manche Entbehrungen auf. Die Menschen in dieser Stadt waren aber nicht nur einseitig genug; man kann vielleicht viel besser sagen, sie waren fastlich absehend und abwendig in allem, was in dieser Zeit unter deutscher Lei-

Fünf Tage hinter den sowjetischen Linien

Ein deutscher Grenadier schlug sich durch — Mit voller Ausrüstung wieder zurück

Von Kriegsberichterstatter Artur Keser

PK. „Grenadier Schwaiger von den Sowjets zurück“, so meldete sich ein frischer, langaufgepflegter junger Mann bei einem Gefechtsbericht, der weit vorbringend in die an der Rheinfront des sowjetischen Frontes Teile einer Rheinisch-westfälischen Panzerdivision. Das Wie und Warum hatte er schon ein paarmal erzählt, und der Peter Schwaiger aus Mündchen. Deshalb ging es auch ganz flott, als er dem Kriegsberichterstatter seine Geschichte noch einmal erzählen mußte.

Was nun an dem Zweimundzwanzigjährigen zuerst auffiel, der sich fünf Tage und fünf Nächte hinter den sowjetischen Linien aufhalten und dann endlich wieder zu den eigenen durchgefunden hatte, war seine Ausrüstung: Gewehr und Seitengewehr. Das nimmt man vom Soldaten als selbstverständlich an. Brotbeutel auch. Dann aber war alles markant vorhanden, wie wenn er eben frisch ausgehakt von der Kammer entlassen wäre: Zwei Decken vorzüglichem Umhang, ein Stiefel seiner Ausrüstung war verlorengegangen oder von ihm in den schweren Stunden, die er hinter den feindlichen Linien erlebt hatte, weggeworfen

morden. Und das gefiel allen, die ihn sahen. Als wir mit ihm draußen eine Zigarette rauchten und meinten, er solle es sich doch ein wenig leichter machen, da kam es ganz verumbert von seinen Lippen: „Oh mei, das macht mir nur mehr aus, ich hab' das Grass fünf Tag lang tragen, ja! Spür ich das schon nimmer.“

Und dann erzählt er seine Geschichte: Seine Kompanie war eingeschlossen worden. Nach vergeblichen Versuchen sich durchzuschlagen, war der Befehl gekommen, sich gruppenweise in westlicher Richtung zurückzuziehen, um wieder den Anschlag in die eigene Hand zu finden. Die Gruppe, in der Peter Schwaiger war, übernahm die ihr gegenüberliegenden sowjetischen Posten. Aus dem Wald waren sie also einmal raus. Von einer Anhöhe aus sahen sie starken Panzerverkehr auf einer nicht weitabliegenden Straße. Das mußten Deutsche sein. Hundert Meter vor der Straße erfuhr er ihren Fortritt. Schon schloß ihnen Feuer entgegen. Feindliche Sicherungsposten! Im Nu war die Gruppe im Aufstellgelände verschwunden, feuerte, was das Zeug hielt, aus drei MP. und sechs Gewehren.

Der Schwaiger-Peter verrät uns, daß er mit Munition nicht zu sparen brauchte, da er sich rechtzeitig genügend eingebracht hatte, da ihm sein Feldweibel einmal gesagt hatte, daß Munition vor Essen gehe, — und das habe er erst jetzt begriffen. Das Feuergefecht hat die Sowjets vermuten lassen, daß sich eine stärkere deutsche Abteilung der Straße näherte. Es werden in breiter Front Infanterien gegen die Deutschen angelegt, die versuchen, die Gruppe von beiden Seiten zu umgarnen.

„Breit machen, feuern, was das Zeug hält“, ist der letzte Befehl, den der Peter Schwaiger gehört hat. Er liegt in einer Kasse und wartet. Er merkt auf einmal, daß er allein ist. Nicht weit von ihm kommen die ausgehärtemten Sowjets. Gefangenschaft kommt für ihn nicht in Frage. Da will er schon sehen, daß er aus dieser Ecke wieder rauskommt. Er wirft sich in ein Gebüsch, das so dicht ist, daß die Sowjets daran vorbeistreichen. Die Nacht bricht herein. Die Sowjets haben sich noch nicht beruhigt. Immer wieder hört der Mündchener Grenadier in seiner Nähe russische Schritte. Also bleibt er in seinem Dildit.

Am nächsten Morgen beobachtet er, daß die Sowjets in der Nacht zur Sicherung ihrer Stellung in der Stellung gebracht haben und daß sichere Sicherungsposten aufgezogen sind. Erst in der Dämmerung gibt der Grenadier sein Versteck auf, kommt in westlicher Richtung in eine Ortschaft, die aber von den Sowjets besetzt ist. Also wieder verstecken. Die Nacht geht vorüber. Der Tag bringt auch nichts Gutes, denn plötzlich wird er beschossen und kann sich nur kriechend und robbend der Feindeinwirkung entziehen. Noch eine Nacht und ein Tag gehen vorüber, bis er sich in eine größere Ortschaft wagt. Unterwegs beobachtet er feindliche Stellungsbau, sieht Granatwerfer, Infanterie und Panz.

Im Dorfe hat er nochmals Feh. Die zwei Familien, die er in einem Kellerloch findet, bedeuten ihm, daß er sich in dem von den Sowjets besetzten Teil der Ortschaft befindet. Das merkt er auch sehr bald am Einmarsch deutscher Artillerie und Granatwerfer. Das Kellerloch ist ihm zu voll von zeternden Frauen und heulenden Kindern. Er grüßt sich ein Deckungsloch gegen die eigenen Granaten und daß das gute Mut. Jetzt muß er zu den deutschen Linien wieder durchfinden! Die Zivilisten fliehen dem deutschen Landsturm einige gefochte Kartoffeln zu, die er mit Heißunger verköstigt, denn seit Tagen gab es nur Gurken und Tomaten, die er auf den Feldern fand.

In der Dämmerung hört er am Feuer der SM. und Gewehre heraus, was die nächsten deutschen Stellungen sein müßten. Mit dem ganzen Sturmgepäck schleift er los. Nicht das letzte Licht des Tages, Meter um Meter gehts dem deutschen Linien zu. So gut hat er in diesen Tagen, in denen er ganz auf sich allein gestellt war, das Tarnen und Kriechen gelernt, daß er ungeschrien an den deutschen Posten heranankommt. Im ungewissen Licht der Dämmerung narzt ihm plötzlich der Zweifel: ist das wirklich ein deutscher Soldat, der vor ihm liegt? Der andere macht eine Bewegung, — da wird ihm der Doppelwink des Dagegefechtes sichtbar! Also richtig. Der Schwaiger-Peter richtet sich auf. „Der hat mir blind geschaut“, sagt er und freut sich jetzt noch an dem verblüfften Gesicht des Dagegefechten.

Auf dem Gefechtsstand kann der Grenadier wertvolle Angaben über die Stellungen der Sowjets machen. Einen Tag bleibt er in der SM., die stark von den Sowjets heranzieht. Dann geht es zum Stab zurück und von da mit einem Melder wieder zu seinen Kameraden. „Ja, mei, gfreun tuats mi halt“, sagt er, als wir ihn fragen, wie er sich fühlt. Froh ist er, daß er durchgehalten hat und daß er den Sowjets „ausgekommen“ ist.

USA-Bomber aus dem Donesee geborgen

O.Sch. Bern, 1. Oktober. Die „La Suisse“ berichtet, wurde ein am 6. September d. J. an dem schweizerischen Ufer des Bodensees bei Romanshorn in den See gestürzter viermotoriger USA-Bomber geborgen. Das Flugzeug habe in einer Tiefe von 70 Metern im See gelegen. Neun Mann der Mannschaft konnten sich feinerzeit rechtzeitig aus dem abgefliegenen Bomber retten.



Fähre über den Dnjepr. Rasch haben unsere Pioniere eine Pontonfähre gebaut, mit deren Hilfe der Nachschub in die neuen Räume übergeführt wird. — PK-Kriegsberichterstatter Caspar (Sch)

gen, auf der Landstraße reifen die Kosaken der Panzerwagen kaum ab. Hier gehen Menschen mit uns, die dem Volkswort ein „a“ geschworen haben, im Vertrauen auf die deutsche Führung, der der Endsiege auch durch diese kritisch bedingten Stellungenwechsel nicht mehr entziffen werden kann.



Im Zuge ihrer Absatzbewegungen zerstören deutsche Truppen alle militärischen und kriegswichtigen Anlagen des geräumten Ortes. — Der Bahnübergang einer kleinen Sowjetstadt wird zur Sprengung vorbereitet. — (PK-Aufnahme: Kriegsberichterstatter Bauer-Altwater, Alt. Z.)

Sonate für Martina

Roman von Brünnhilde Hofmann

Alle Rechte bei Carl Duncker Verlag Berlin

„Mein“, Blandine schüttelte den Kopf. „Nur geliehen habe ich sie. Als ich kam, war Mama nicht da, und da habe ich die Sonate aus dem Schreibstisch genommen. Dann war ich sehr müde und habe geschlafen. Später bin ich dann nach unten gegangen, inzwischen war Mama zurückgekommen.“

„Nur — und?“ forschte Gregoroff weiter, mit den gelenkigen Fingern leise gegen die Scheiben hämmend. „Sie war also da. Und du hast nicht mit ihr gesprochen? Oder willst du es mit mir nicht eingestehen? Hast du ihr gesagt, daß du die Sonate genommen hast? Das muß ich nämlich wissen. Ich will nicht, daß sie vorzeitig davon erfährt, weißt du?“

„Ich habe wirklich nicht mit ihr gesprochen“, murmelte Blandine verwirrt. „Aber vielleicht hätte ich es doch gleich sagen müssen.“

„Was?“ fuhr Gregoroff herum. — „Daß ich zu dir ginge. Und nicht wiederkommen würde. Und daß ich die Sonate hatte. Ich hätte wenigstens Herrn Asmuth sagen müssen, dagegen hättest du mich auch nicht gebitt.“

„Sie sah etwas erschreckt in Gregoroffs Gesicht, das ihr plötzlich ganz nahe war. So lautlos war er vor sie hingetreten wie ein Geist, und seine dunklen Augen funkelten in sie an. Sie konnte alle Falten und Fältchen in seinem Gesicht genau sehen, und der Ausdruck dieser Blicke war hart.“

„Du dumme Gans!“ zischte er sie an. „Hast du denn so wenig Grips? Weißt du gar keinen Verstand, nein? Weißt du dir ein, dieser Herr Asmuth wäre vielleicht damit einverstanden, wenn ich ihn fragte, ob ich seine Sonate umzubringen dürfe! Glaubst du das im Ernst?“

Du kennst die Gütekeit der Menschen nicht. Ich sage dir aber, es kommt nicht auf ihn und seine Gütekeit an, sondern darauf, daß ich aus dieser Musik etwas machen kann, was er selbst nicht fertig bekommen hätte. Darauf allein kommt es an. Meine nicht. Weißt du das Gesicht ab. Auch auf dich kommt es nicht an und darauf, ob du dich gekränkt fühlst oder nicht. Du sollst etwas leisten, das ist fortan deine einzige Pflicht. Eine andere hast du nicht. Du wirst dabei nicht mit Glasbandagen angefaßt werden, auch von mir nicht. Und vor allen Dingen verträge ich nicht, wenn du dich so dumm aufstellst wie eben. Gebrauche gefälligst deinen Verstand und gebrauch deine Energie, aber nicht zu solchen Dummheiten. Wie kommst du überhaupt darauf, daß du es diesem Asmuth hättest sagen sollen? Wolltest du etwa zu ihm hingehen?“

Blandine, die sich gefaßt hatte, schüttelte den Kopf. So gern sie wollte, sie konnte ihrer Stimme keinen Ton geben, wie der Vater es doch wohl von ihr erwartete. Dieser Vater, den sie soeben von einer ganz neuen Seite kennengelernt hatte und dem sie keineswegs zu widersprechen wagen würde, wie sie es der Mutter gegenüber so oft getan. Es war etwas in ihm, das dies verbot, auch wenn er noch jetzt nach Attribut roch, wie er so nahe vor ihr stand, unartfirt, in arbeitsfirt, nachlässiger Kleidung.

„Also was wollest du mit Asmuth?“

„Er war ja da. War bei Mama im Zimmer, als ich herunterkam.“ Gregoroff horchte gespannt auf. „Nur — und?“ drängte er weiter. „Sprach er etwa von der Sonate? War er vielleicht deswegen gekommen? Gregoroffs Hände die weiß und recht gut waren, erbrüllten sich bei seinem bössartigen Grinsen. „Stand er etwa schon als ständender Engel mit dem Schwerte da?“

„Ich habe gar nicht gefaßt, was sie gesprochen haben“, sagte Blandine sehr leise und hielt den Kopf tief gesenkt. „Ich bin gar nicht erst hineingegangen.“ Sie wurde unermittelt sehr rot. Gregoroff, der sie beobachtete, zog die Brauen

zusammen. „Gar nicht hineingegangen bist du? Warum nicht?“ Die zweite die Wipfel. „Ich wollte nicht hören.“ Gregoroff verfiel es für einen Augenblick den Atem, und sein Gesicht verlor die Farbe. Die Hände gekalt, fierte er vor sich hin. So also war das! Ja, er hatte das doch gemut. „Morgermü!“

Aber da sah nun das Kind am Tisch. Hatte den Kopf auf die Arme gelegt und weinte; er trat zu ihr und strich ihr über das Haar. „Nun, du siehst also, ich habe recht gehabt“, sagte er zu ihr, sah aber über sie hinweg zum Fenster hinaus. „Warum weinst du denn? Warum bist du traurig?“

„Weil ich forzugehen mußte“, flammelte Blandine. „Weil ich wählen mußte. Weil ich doch keinen anderen Vater haben kann als dich, und weil ich nun keine Mutter mehr habe. Weil sie uns nicht mehr geliebt hat.“

Gregoroff stand am Tisch und schwiebe lange. Seine Hand lag auf dem Kopf Blandines, er nahm sie erst weg, als sie sich aufrichtete, um ihr Gesicht zu trocken. „Es geht wohl vorüber“, sagte sie tapfer, „ich habe ja nun dich.“

Gregoroff ging wieder zum Fenster. „Bielleicht sollte ich es dir jetzt sagen“, sagte er nach einer Weile. „Martina Gregoroff war deine Mutter nicht.“ Als gar kein Laut der Erwidderung kam, drehte er sich um. Blandine stand gegen den Tisch gekniet und hatte ihn an. Sie war völlig weiß im Gesicht. „Nicht meine Mutter?“ Gregoroff schüttelte den Kopf. — „Wer ist meine Mutter?“ — „Deine Mutter ist tot. Schon sehr lange. Sie starb bei deiner Geburt.“

Blandine sah vor sich hin. Dann hob sie wieder das Gesicht. „Bist du — auch nicht mein Vater?“ fragte sie fast unhörbar. — „Doch, ich bin dein Vater.“ — Blandine nickte. „Dah man das alles niemals selbst weiß.“ Klüßerte sie. „Wie ist ein Blatt, das nun Baum fällt, und weiß nicht einmal, von welchem Ast. Aber du bist wirklich mein Vater?“

Gregoroff nahm sie um die Schulter und

fährte sie zum Spiegel. Er strich mit dem Finger über ihre Nase und über seine, drehte ihren Kopf so, daß sie sehen konnte, daß es die gleiche Nase war. Und dann sah er ihr in die Augen, im Spiegel. Beide Augenpaare sahen einander an. Weide waren sie feucht. Blandine warf sich plötzlich herum, dem Mame neben ihr um den Hals und küßte ihn. Gregoroff brachte kein Wort heraus, er hielt sie nur fest. „Wie ist das alles nur gekommen?“ flüßterte Blandine an seiner Schulter. Gregoroff machte sich vorichtig los. — „Wer war denn meine Mutter?“ — „Sie lebte damals in unserem Hause. Sie war Verkäuferin bei uns. Aber es war nicht meine Schuld allein“, sagte Gregoroff rasch. „Sie hieß Bente, glaube ich. Sie hat dich geboren. Aber Martina wurde deine Mutter.“

Blandine stand und hatte ihn nach wie er langsam zur Tür schritt. Selbst er also mußte nicht einmal fragen, wie ihre Mutter hieß. Gab es denn das? Wen sollte sie denn jemals fragen? Martina?

Gregoroff sagte jetzt von der Tür her: „Du sollst um elf Uhr diesem Frobenius vorspielen. Ich habe es ihm verprochen. Geh also hinunter, wenn es Zeit ist. Ich komme dann nach.“

Blandine feste sich und sah auf die Uhr, die sie am Wandgeleit trug. Halb elf. Sie zog den Brief wieder heran, den sie an Martina begonnen hatte. „Liebe Mama!“ Nein, sie konnte jetzt nicht schreiben. Sie las den Anfang. Er ersahen ihr nun kindlich und albern. Ach, konnte es so schwer und hart und so voller Verzweiflung über einen Menschen hereinbrechen, das ganze Leben, wie über sie?

Anna, das Stubenmädchen, schaute vorichtig herein. Sie sah das Kind dort am Tisch sitzen und blind vor sich hinblicken. Sie kam nach kurzer Zeit abermals und flüßte lautlos eine Tasse Kaffee vor Blandine hin.

„Der Herr Papa raßert sich erst“, sagte sie dabei. „Es wird mitunter etwas spät.“ „Danke“, murmelte Blandine. „Danke sehr! Ach, Frau-

lein Anna!“ Anna blieb an der Tür stehen und sah sich um.

„Haben Sie wohl Ihre Eltern gefaunt?“ „Ich hatte nur eine Mutter“, sagte Anna ruhig. „Und ich habe nur einen Vater.“ Blandine nickte empfindlich. „Und den auch erst seit ganz kurzer Zeit.“

„Aber Sie werden ihn ja nun noch lange haben, so Gott will“, sagte Anna bestimmt. „Und dann werden Sie später einen guten Mann bekommen. Es ist nur manchmal, daß man sich so allein fühlt. Das geht vorbei mit der Arbeit.“

„Ja.“ Blandine nickte. Gleich war es elf Uhr. Sie trant rasch ihren Kaffee aus und ging hinunter. Mitten auf der Treppe aber blieb sie stehen und mußte plötzlich an Joachim Proßer denken. Sie sah ihn ganz deutlich vor sich, das schmale, dunkle Jünglingsgesicht mit den ernsten Augen, die braun waren mit goldfarbenen Punkten darin. Und diese goldenen Punkte konnten bisweilen zu starben beginnen. Das geschah, wenn die Wärme des Herzens in seinen Lid trat. Sie erinnerte sich. Dachte er auch an sie? Vielleicht gerade jetzt? Und was dachte er über sie? Sie schloß den Mund, dessen Lippen die nachdenklichen Atemzüge leicht geöffnet hatten, fest zusammen. Ich darf jetzt nicht grübeln, sagte sie sich fest. Es geht um mein Leben.

Als sie den Musiksalon erreichte, blieb sie lauschend stehen, denn drinnen wurde gespielt. Sicherlich war dies Frobenius, denn ihr Vater war es nicht. Sie öffnete ganz lautlos die Tür und blieb neben ihr stehen. Frobenius spielte die Klavierpartie aus dem Follennammet von Schubert, er spielte sie auswendig. Wie durchsichtiges Wasser rieselten die silberklaren Töne über Blandine hin. Sie schloß die Augen und ließ sich erquickeln. Wie wunderbar! Noch nie hatte sie jemanden in dieser Art spielen hören. So rein, so leicht, völlig beherricht und frei. Nicht der Spielende war da, nur die Musik.

(Fortsetzung folgt)







